Der Haldenbauer

Autor(en): **Jucker, Martha**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **194 (1921)**

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-657509

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Haldenbauer.

Von Martha Jucker.

In dem kleinen Bergdörfchen Alp war eben Schulschluß. Das fröhliche Lärmen und Schreien der Kinderschar wurde übertönt vom Läuten der 11-Uhr-Glocke. Groß war's nicht, das einzige Glöcklein von Alp, und dazu tat ein Sprung dem Wohlklang der ehernen Stimme um ein beträchtliches Abbruch und verlieh ihr etwas Klagendes. Kam aber im Laufe der Jahre ein Älpler ins Tal und vernahm die tiefen, vollen Akkorde der Glocken der Stadtkirchen, so vermißte er dennoch die lieben, schetternden Töne, die ihn daheim in Leid und Freud' so getreulich begleitet hatten. Diesmal läuteten die Glocken Freude: Schulschluß, Freiheit, Mittagessen, und den vier Buben von der „Halde" tönten sie noch besonders schön. Am Morgen vor Tag war der Vater mit dem Rinde zum nächsten Viehmarkt gegangen, und zum Essen konnte er zurück sein, wenn er die Geschäfte rasch und gut hatte abwickeln können. Grad lustig war's nun freilich nicht, das Rind im Stall zu missen, aber die Haldenkinder waren vertraut mit allen Sorgen und Nöten der Eltern und wußten, daß der Erlös des schönen, gesunden Tieres nötig genug war zur Bestreitung der dringendsten Anschaffungen. Dies Rind war gar schön, und da hoffte der Vater sicher, wenigstens 50 Franken mehr zu lösen als voriges Jahr, und dies Geld sollte seinen Kindern zugute kommen. Ob es wohl reichen würde zu Schuhen für die vier Buben und zu Kleidchen für die zwei kleinen Mädchen? Ja gewiß, der Vater war doch ein Guter!

Als die Kinder fröhlich in die Stube stürzten, stand schon die Suppe auf dem Tisch, und die Mutter schöpfte den zwei Kleinen, aber vom Vater war noch nichts zu sehen; er würde aber gewiß nicht mehr lange ausbleiben, so hofften sie sicher. „Geht ihr nur nach dem Essen aufs Feld und arbeitet wacker," meinte die Mutter, „ihr werdet so am leichtesten über die Wartezeit wegkommen." Das taten denn die Buben, und die Mutter war froh, sie beschäftigt zu wissen. Ihr selber war nicht ganz wohl bei der Sache; entweder hatte ihr Mann das Tier nicht gut verkaufen können, oder er war in einer Wirtschaft „hangen" geblieben, und beides würde ihr Kummer bereiten, das wußte sie wohl. Er war gewiß kein Trinker, der Haldenbauer, er ging so selten fort von daheim; aber wenn er je einmal zwei oder drei Gläser Wein im Leibe hatte, war er wie ausgewechselt: der stille, freundliche Mann wurde jähzornig, laut und vor allem so reizbar. Im Dorfe wußten das die Leute und widersprachen ihm im Wirtshause nie; es war ja später gut mit ihm reden; warum also nicht warten bis morgen, hatte man ihm etwas zu sagen.

Es wurde Abend, und der Vater war noch immer nicht da, die Kinder mußten ins Bett trotz allem Sträuben. Da endlich um 10 Uhr vernahm die Haldenbäuerin die Schritte ihres Mannes; aber als er die Türe öffnete, wie sehr erschrak sie über sein Aussehen! Das Gesicht war totenblaß und ließ einen blutroten Streifen auf der Stirne um so deutlicher hervortreten. Der Mann legte ein Paket auf den Tisch und warf sich müde auf einen Stuhl. Die Frau brachte wenig aus ihm heraus; er habe ein fürchterliches Kopfweh, klagte er, er wolle ihr morgen erzählen, wie alles gekommen sei. Das „morgen" kam, doch mit ihm noch keine Besserung des Kopfwehs, es ging Tage und Wochen, bis der Haldenbauer einigermaßen seine Arbeit wieder tun konnte, aber er war ein anderer geworden. Er hatte nach und nach seiner Frau erzählt, wie es ihm an jenem Markttag ergangen war. Das Rind hatte er rasch und gut verkaufen können, die Schuhe der Buben voll Freude besorgt und den Mädchen Lebkuchen gekauft, dann war er zu einem Imbiß ins Wirtshaus gegangen. Dort traf er einen alten Bekannten aus dem Militärdienst. Zuerst waren die beiden ganz vergnügt zusammen und erzählten sich von den gemeinsam erlebten und überstandenen Strapazen, dann aber fing der Freund an, den Bauer zu hänseln mit allem möglichen, schließlich sogar mit der zersprungenen Glocke von Alp und damit, wie doch die Leute von Alp so rückständige Leute wären. Der Haldenbauer meinte sich wehren zu müssen für sein Dorf; wie's gekommen sei, wußte er selber nicht mehr, aber ein schweres Bierglas sei ihm an den Kopf geflogen, so daß er, der starke Haldenbauer, ohnmächtig geworden sei. Das alles erfuhr die Bäuerin nur mit Mühe und mit langem Fragen,

ihr Mann schämte sich, daß ihm so etwas passieren konnte. Jetzt arbeitete er wieder, aber es gab immer noch Tage, an denen ihm elend war, und er bekam von Zeit zu Zeit Anfälle von Bewußtlosigkeit. Der Arzt mußte schließlich zugezogen werden, und er machte ein ernstes Gesicht. Es ging nun auf und ab, doch mehr dieses als jenes; die arme Mutter konnte kaum der vielen Arbeit gerecht werden, und vor allem die quälende Angst vor der Zukunft. Wie gut war es, daß die Buben da waren, sie konnten doch schon manches helfen, und hatten sie auch vier hungrige Mäuler, so auch acht fleißige Hände, die tapfer zugriffen. So kam der Herbst und kam der Winter, der Haldenbauer verließ sein Bett kaum mehr, und als es Frühling wurde, ging's mit ihm zum Sterben. Er konnte sich wenig mehr um die Seinen bekümmern, er war meist in einem leisen Dämmerzustande. Das Leid der Familie war groß; sie verlor nicht bloß den Ernährer, sondern auch einen lieben, allzeit freundlichen Vater. Der Arzt meinte, man könnte wohl jenen Freund zu einer Zahlung zwingen, denn an der Krankheit sei sicher jener Schlag schuld gewesen; aber die Haldenbäuerin wollte nichts davon wissen. Warum noch über eine Familie Elend bringen und Seelenqual, den Gatten würde das ihr doch nicht wiedergeben, und dazu habe der Mann Kinder, reich sei er auch nicht, fast ärmer als sie selber. Der Arzt zuckte die Achseln und schrieb in den Totenschein als Todesursache den lateinischen Namen einer Gehirnkrankheit. Dem Alkohol wurde dieses Sterben nicht aufs Schuldkonto gesetzt, und der Haldenbauer wurde in der Statistik auch nicht mitgezählt unter jenen zehn Männern vom Hundert, die durch ihn getötet werden.

Abendseufzer eines Mädchens.

Seh' ich dich, lieber Mond, so möcht' ich wahrlich weinen,
Denn du hast einen Hof, und ich — ach! habe keinen.

Einfall.

Mancher Bauer haut jetzt so fürchterlich in seine Waldungen, daß man bei seinem Tode wohl singen könnte: „Jetzt ruhen alle Wälder!"

Unser Farbenbild.

Die vielen Freunde unserer alten Bernerstiche werden sich freuen, wieder einmal ein Bildchen von Freudenberger (1745—1801) im Kalender zu finden. Die „Ländliche Mahlzeit" darf in Zeichnung und Komposition wohl zu seinen besten Werken gerechnet werden; auch ist sie kulturhistorisch wertvoll durch die genaue Wiedergabe der Trachten und der innern Einrichtung des Hauses.

Nichts desto besser.

Ein lustiger Kopf war einmal bei einem reichen Herrn zum Mittagessen geladen. Zum Nachtisch ließ dieser eine kleine Flasche Wein auftragen und rühmte gar sehr die Vortrefflichkeit und das hohe Alter des Weins. Ei! Ei! sagte der Witzkopf, wie schade, daß sie für ihr Alter nicht größer gewachsen ist.

Eh nu ja!

In einem benachbarten Kanton lebte eine alte Frau, die im hundertsten Jahre gestorben ist. Mit ihr lebte ein Sohn, der Doktor im Dorfe. Manchmal kamen sie ins Disputieren miteinander, und dann sprach das alte Mütterlein zu dem achtzigjährigen Söhnlein: „Äh! schwyg, du alte Dampi."

Gut so.

Ein Herr in England hatte einen Sohn, der ein vornehmer Herr geworden war. Zu dem kommt er einmal und sagt: Ich bin in Verlegenheit mit Geld, sei so gut und hilf mir. Aber der Herr Sohn, der nun Lord Audley hieß, wollte nichts davon wissen, rümpfte die Nase und ließ den Vater ungetröstet fortgehen. Was tut aber dieser? Er mietet gegenüber dem prächtigen Hause seines Sohnes einen Schuhflicker-Laden und ließ folgende Inschrift darauf setzen: „Hier flickt Philipp Thiknesse, Vater des Lord Audley, Schuhe und Stiefel auf das wohlfeilste und beste." Es läßt sich erraten, daß der Sohn nunmehr dem Vater half, um nur der Schande loszukommen.